

Dieter Moselt

**Wie die Erinnerung im Wind**

Originalausgabe

**EINBUCH** Buch- und Literaturverlag Leipzig  
[www.einbuch-verlag.de](http://www.einbuch-verlag.de)

# **EINBUCH** Belletristik Edition

copyright 2016 by **EINBUCH** Buch- und Literaturverlag Leipzig  
printed in Germany  
Umschlaggestaltung: Welle

ISBN 978-3-942849-45-6

[www.einbuch-verlag.de](http://www.einbuch-verlag.de)

*Der Trunk, dessen man nie müde wird, ist Wasser.*  
*Die Frucht, deren man nie müde wird, ist ein Kind.*  
(Indisches Sprichwort)



Josef nennt mich *Onkel Alz(heimer)*, wegen meiner angeblichen Gedächtnislücken, aber das ist nicht böse gemeint, ganz im Gegenteil. Es ist seine Art, Zärtlichkeit auszudrücken. Ich glaube, er bewundert mich etwas. Ob zu Recht, mag dahingestellt bleiben, auch wenn es mir doch irgendwie schmeichelt, denn er ist groß gewachsen, sieht nicht schlecht aus und hat in seinem Beruf als Architekt beachtliche Erfolge vorzuweisen. Und er ist etwas jünger als ich. Aber das Jungbleiben scheint für ihn kein Existenzproblem zu sein, ja, er ist offenbar geradezu darauf erpicht, bald eine Vollglatze zu bekommen. Dazu kommt, dass ich seinen Humor mag. Kürzlich hat er mir verraten, dass er, wenn es mit seinem Beruf einmal nicht mehr klappen sollte, ein Begattungsinstitut eröffnen könnte, denn schließlich habe er seinen Wehrdienst bei der Marine abgeleistet und dort als Deckoffizier abgeschlossen.

Er nennt mich Onkel, obwohl er mein Vetter und nicht mein Neffe ist, obwohl er sich lange für meinen Bruder gehalten hat und mir tatsächlich ähnlich sieht. Die Anrede geht vermutlich auf die Gewohnheit der fünfziger Jahre zurück, als Kinder (unbekannte) Erwachsene mit *Onkel* ansprachen, so wie die Franzosen immer noch *Monsieur* oder die (gut erzogenen) Briten *Sir* zu fremden Männern sagen.

Ich mag meine Gedächtnislücken haben, aber die Kindheitsgeschichte meines Veters, an die er sich nicht erinnert, die man ihm erzählt und erfunden hat und die ich angeblich auch nicht anders kannte, hat mich zutiefst verstört, sucht mich immer noch in meinen Träumen heim, ließ mich meinen Vater bis zu seinem Tod hassen.

„Heil Hitler! Heil Hitler!“

Mein Vater steht im Nachthemd auf dem Bett und schreit den Nazigruß, und der betrunkene Pole schlägt mit der Fahrradkette auf ihn ein.

„Lauter! Noch lauter!“, brüllt der Besoffene, und zielt auf die Geschlechtsteile meines Vaters, der versucht, sich mit den Händen zu schützen. Sein weißes Nachthemd ist rot vom Blut und schwarz von der eingefetteten Kette verschmiert, und er zittert vor Angst.

„Nimm Haltung an und grüße! Lauter!“

Mein Vater weint und stöhnt vor Schmerzen, und sein *Heil Hitler!* ist kaum noch zu hören.

„Wer hat meine Familie an die SS ausgeliefert? Wer hat sie verraten? Meinen Vater! Meinen Bruder! Meinen Onkel! Du Schwein warst es, und ich werde dich umbringen!“

Der Junge, er ist vielleicht sechzehn, weint selbst ganz laut, während er auf die nackten Beine einschlägt. Ich kenne ihn. Er heißt Tadeusz und ist ein fantastischer Fußball-

spieler. Ich habe ihn heimlich auf dem Dorfplatz bewundert, wenn die Mädchen sich zuraunten, er habe so schöne Beine.

„Ich war es nicht! Ich war es nicht!“

Mein Vater hüpfte grotesk im Kerzenlicht auf dem Bett herum, um der Kette auszuweichen. Ich stehe hinter dem Vorhang und wage nicht zu atmen. Mir kullern heiße Tränen über die Backen, und ich habe Angst – um mich, um meinen Vater, den ich doch liebe, um meine Mutter, die laut kreischt und ihre Unschuld beteuert und unter deren Rock ich mich flüchten möchte. Was haben wir verbochen? Ich verstehe nicht, warum man uns von unserem Hof vertrieben hat, warum wir jetzt in diesen zwei kleinen Zimmern hausen müssen, warum mein Vater nicht mehr der Herr, sondern ein Knecht ist und wir kaum noch zu essen bekommen.

„Du Nazischwein! Ruf ihn zur Hilfe, deinen Hitler! Wo hast du dein Parteiabzeichen? Wohl doch nicht weggeworfen?“

Ich begreife nicht, was schlimm an der kleinen Plakette war, die mein Vater unter dem Revers versteckte und nur bei offiziellen Anlässen öffentlich zur Schau stellte. Wir waren doch Deutsche, und Deutsche mussten sich zur Partei und zum Führer bekennen.

Da stürzt sich meine Mutter auf den Betrunkenen und versucht ihn am Treffen zu hindern, doch sie rutscht aus und fällt zu Boden, und der Junge schlägt auch auf sie ein.

Gott sei Dank halten ihn seine Kumpane zurück und ziehen mit ihm ab, aber ich höre noch ganz deutlich ihre Worte: „Wir kommen morgen wieder und wollen den Namen, oder wir machen dich fertig!“

Ich zittere und klappere mit den Zähnen. Um nicht entdeckt zu werden, beiße ich in meinen Ärmel und lasse mich langsam auf den Boden sacken, in dem ich wie in einem Traum versinken möchte, um auf der anderen Erdseite unter einem Apfelbaum aus einem Wiesengrund in die Sonne zu kriechen, wo mich meine festlich gekleideten Eltern an den Armen ergreifen und lachend in die Luft werfen: „Flieg, Engele, flieg!“ Höher, immer höher!

Aber ich höre meine Eltern weinen, und mein Vater flucht und sagt immer wieder: „Hannah, wir müssen weg! Wir müssen schnellstens weg!“

Was haben wir Böses getan? Was hat mein Vater bloß getan? Und meine Mutter? Sie war doch immer so gut zu unserem polnischen Dienstmädchen, das jetzt unseren Hof übernommen hat. War das auch nicht wahr? Waren meine Eltern Verbrecher?

Ich bin ganz und gar nicht abergläubisch und stehe nie mit dem falschen Fuß auf. Ich fasse kein Holz an, gehe unter Leitern durch und habe nichts gegen schwarze Katzen, die vor mir die Straße überqueren. Doch es gibt



Tage, an denen so ziemlich alles verkehrt läuft und man die Nase so gestrichen voll hat, dass man versucht ist, Anarchist zu werden und seinen Namen zu ändern.

Letzteres habe ich bereits vor vielen Jahren getan. Ich heiße jetzt offiziell Stan Hammerslag. Das klingt etwas wie Dag Hammarskjöld, der von 1953 bis 1961 UN-Generalsekretär war und bei einem ungeklärten Flugzeugabsturz über Sambia ums Leben kam. Die posthume Verleihung des Friedensnobelpreises dürfte ihm ziemlich gleichgültig gewesen sein. Nun gut, nordische Namen sind in unserer Welt, jedenfalls bisher, recht unverfänglich, und ich konnte den falschen deutschen Namen, den meine Familie nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in den Warthegau aus freien Stücken oder unter Zwang angenommen hatte („Deutsches Blut muss auch deutsch klingen!“), nicht mehr ertragen.

Ich war die ganze Nacht von einer Mücke genervt worden. Das summende Kreisen bis zum Stich, mein wildes Hochschrecken, die Ohrfeigen, die ich mir selbst versetzte in der Hoffnung, die hartnäckige Bestie zu zerquetschen, das Warten auf den neuen Angriff – mein Blick in den Spiegel im Badezimmer nach dem Aufstehen stieß jedenfalls auf ein altes, von Tränensäcken gezeichnetes,

mürrisches Gesicht, dem so ganz und gar nicht nach Großraumbüro zumute war.

Doch dann ganz plötzlich die Vorfreude auf die Rache. Ins Schlafzimmer zurückgekehrt, sah ich den kleinen schwarzen Punkt an der Wand. Da saß sie, vollgesaugt mit meinem Lebenssaft und verdaute ihr üppiges Nachtmahl. Am Abend sollte es dann wieder von vorne losgehen! Aber diesen Teufelskreis wollte ich brutal zerschlagen. Meine Faust prallte auf das Ziel nieder, das Blut spritzte, ich schrie – vergeblich.

Ich zog meine Hand langsam vom Nagel zurück, an dem früher einmal ein Bild gehangen hatte, und hörte wieder das verhasste Summen, das mich zum Narren hielt. Einen Augenblick lang dachte ich ernstlich daran, mich krankzumelden, das Vorkommnis als Unfall auszulegen und ein paar Tage zu Hause zu bleiben, aber ich war zu ehrlich und akzeptierte solchen Humbug nicht.

Kaum war ich aus der Toreinfahrt in die Straße eingebogen, da sah ich, wie allmorgendlich, Andreas auf mich zukommen. Ich gehörte zu seinem Lebensrhythmus, und er wartete gleichsam auf mein Vorfahren. Wir wechselten stets ein paar zumeist unverständliche Worte, von denen ich immer nur: *Es ist alles verkehrt auf der Welt!* verstand, denn Andreas war zahnlos und in der Regel schon zu dieser frühen Stunde nicht mehr ganz nüchtern. Aber wer hätte

ihm das verdenken können? Ihm war so Schreckliches passiert, dass das Leben für ihn völlig sinnlos geworden sein musste. Seine einzige Tochter war vor zehn Jahren mit ihrem Freund in einer Augustnacht von einem Liebespaarmörder grausam ermordet worden. Die ganze Region lebte danach in Schrecken und Angst vor neuen Verbrechen, und Andreas, der auch schon vorher nicht mit den ausgeprägtesten göttlichen Gaben gesegnet gewesen war, hatte endgültig den Verstand verloren.

Was ich sagte, interessierte ihn nicht, und ich sagte eigentlich auch gar nichts, ich nuschelte irgendwas vor mich hin, denn der Inhalt war ja sowieso belanglos. Was zählte, war mein Gesichtsausdruck, meine Verständnisbezeugung mit den Augen.

Ich drehte das elektrische Seitenfenster etwas herunter, um vielleicht ein neues Wort aufzuschnappen, und zwängte meinen Kopf durch den Spalt nach draußen. Mit meiner verbundenen Hand hatte ich kein rechtes Gefühl in den Fingern. Ich wollte das Fenster etwas weiter öffnen und drückte auf den falschen Knopf. Das Fenster schloss sich noch enger, ich guillotinierte mich beinahe selbst und begann zu schreien, anstatt den Knopf loszulassen. Andreas sah mich bestürzt an und lief plötzlich wie von einer Bremse gestochen davon. Ich röchelte bereits, als es mir mit der gesunden Hand gelang, den richtigen Knopf zu be-

tätigen und mich aus dem tödlichen Schraubstock zu befreien.

Aller guten Dinge sind drei, fuhr es mir ohne große Begeisterung durch den Kopf.

Und wie viele sind es aller schlechten Dinge?

Jetzt musste ich mich beeilen, denn sonst würde die automatische Bahnschranke geschlossen sein und ich noch später zur Arbeit kommen. Mein Hals tat weh und schien steif geworden zu sein. Ich saß völlig verkrampft hinter dem Steuer und raste den Hügel hinunter. Das Signal war schon rot und die Schranke begann sich langsam zu senken. Ich musste es noch schaffen, und schaffte es doch nur zur Hälfte. Ich war zwischen den Schranken gefangen. Gottlob war der Platz neben dem Gleis so breit, dass ich – Hals- und Handschmerzen vergessend – mit rasenden Manövern das Auto quer parkte und nicht von dem vorbeischießenden Schnellzug erfasst und mitgeschleift wurde. Ich malte mir gerade letztere Variante in Gedanken aus, als ein knatternder Traktor mich aus dem Albtraum in die heile Welt zurückriß. Der Bauer sah mich wie den auferstandenen Christus oder ein Wesen von einem anderen Stern an und bekreuzigte sich in beide Richtungen. Dann drückte er das Gaspedal durch und dampfte davon.

Es ist unglaublich, wie schnell ich – kaum dem Tod entronnen – wieder in den normalen Trott verfiel. Das Radio

spielte, der Motor schnurrte, der heizbare Sitz (mein Vetter nannte ihn geistreich den *Eierwärmer*) strahlte Wohlbehagen aus, und die Welt war wieder für eine Weile in Ordnung.

Man überlege bloß einmal, wie viele Menschen und Dinge man jeden Tag am selben Ort wiedersieht, wie sie uns vertraut und irgendwie lieb geworden sind, wie sehr es uns beunruhigt, wenn sich plötzlich etwas verändert, und die alte Frau mit dem Besen nicht zur selben Zeit denselben Bürgersteig fegt. Sie wird sich erkältet haben, aber morgen früh ganz bestimmt wieder da sein! Und dann ist sie für immer weg, und wir gewöhnen uns langsam auch an diese neue Leere und vergessen wieder die Begrenztheit unseres Daseins.

Ich drehte die Nachrichten lauter, um mich wieder nach Herzenslust zu ärgern, denn schon lange hatte Alter nichts mehr mit Weisheit zu tun. Wie die greisen Politiker sich an die Macht klammerten und logen und betrogen, als kämen noch unendlich viele gute Tage auf sie zu, war ein Trauerspiel, das weltweiten Zuspruch und immer mehr Anhänger fand.

Dann doch lieber gleich einen Hit aus den 60er Jahren!

In einer Haarnadelkurve in dem kleinen Dorf, das ich jeden Morgen auf dem Weg zur Arbeit durchquerte, genau dort, wo ortsfremde Autofahrer überstürzt abbremsen und

etwas ins Schleudern gerieten, stand stramm und als Hauptmann von Köpenick verkleidet Arno, ein irgendwann einmal ausgerasteter, noch verhältnismäßig junger Mann, der ganz offensichtlich zu nichts mehr nutze, aber harmlos war.

An diesem Morgen schien er einen Truppentransport zu regeln. Er hielt ein altes Militärsprechfunkgerät am Ohr und fuchtelte mit der freien Hand den ankommenden Fahrzeugen zu, um sie zu schnellem Durchfahren anzutreiben. Er schien von einem mysteriösen Kommandeur Befehle zu empfangen, denn er nahm unvermittelt Haltung an, als ich an ihm vorbeifuhr. Wir blickten uns eine Sekunde lang in die Augen, wie jeden Morgen, aber ich fragte mich, ob er mich wirklich wahrnahm, und vermochte seine Gedanken nicht zu ergründen. Er grinste wie immer, so als würde er uns, die Normalen, belächeln. Mich erstaunte, dass die aufrechten, gesetzestreuen Dorfbewohner, diejenigen, die jede Woche ihr Auto blitzblank polierten, ihn gewähren ließen und nicht die Polizei auf ihn hetzten, und das gab mir wieder etwas Auftrieb, nicht an der Menschheit zu verzweifeln.

Dann vollbrachte ich wieder eine gute Tat. Den Dorfeingang hielt der Hauptmann von Köpenick besetzt, am Dorfausgang saß Mutter Courage mit einem großen Plastiksack. Sie war Vertreterin für Strumpf- und Wirk-

waren (so sagte man wohl früher) und fuhr per Anhalter von Dorf zu Dorf, wo sie immer wieder dieselben Kunden zum Schwatz und zum Beschwatzen besuchte. Auch sie war um ihr Los nicht zu beneiden. Vor einer Woche hatte sie mir weinend erzählt, dass ihr einziger Sohn an einem Herzinfarkt gestorben und sie jetzt ganz allein auf der Welt sei, denn zu ihrer Schwiegertochter habe sie jede Beziehung abgebrochen, weil diese keine Kinder bekommen habe oder habe bekommen können. Das gab mir die Alte verächtlich und hasserfüllt zu verstehen. Die Möglichkeit, dass ihr Sohn unfruchtbar sei, zog sie erst gar nicht in Erwägung. Die Schlampe – sie war bei Gott eine Schlampe und roch entsprechend – am Straßenrand aufzulesen kostete mich jedes Mal Überwindung, aber ich übersah sie nur selten absichtlich, zumal sie eine ganz besondere Art besaß, die Autos anzuhalten. Sie sprang praktisch auf die Fahrbahn und zwang die Fahrer zum Bremsen. Aber sie tat mir trotzdem leid, und ich wusste mittlerweile aus Erfahrung, dass sie nicht weit mitfahren und mir die Luft verpesten würde. Ich ließ sie an einer Kreuzung aussteigen und wünschte ihr viel Glück bei den Geschäften. Sie lud sich den Sack auf die Schulter und tippelte beschwerlich davon.

Ein paar Kilometer weiter kam mir das nächste Original entgegen: ein winters wie summers in einen grauen, zerschlossenen Anzug gehüllter Mann, der, ganz offensichtlich

vom Markt kommend, auf einem Fahrrad leere Sperrholzkisten und zusammengefaltete Plastiktüten transportierte. Was das sollte, hatte ich noch nicht begriffen, denn häufig sah ich ihn am Abend mit einer nahezu identischen Ladung in Richtung Stadt fahren. Sein Anzug war ihm viel zu groß, und an seiner Nasenspitze baumelte stets ein riesiger Wassertropfen. Er sah nie zu den Autos auf, sondern hielt seinen Blick auf das Straßenpflaster geheftet und dachte nach.

Worüber denken wir eigentlich nach, wenn wir nicht einer bestimmten Arbeit nachgehen, die unsere ganze Konzentration erfordert? Meistens versuchen wir, diesen Momenten durch Ablenkung, durch *Action* zu entgehen. Schnell das Radio an, um keine gedankliche Leere entstehen zu lassen! Nichtstun deprimiert sofort, weil wir immer seltener rein körperlich erschöpft sind, und kaum noch das Glück kennen, einfach zufrieden zu ruhen. Daher auch die Angst der vielen Leute vor der Pensionierung, vor dem leeren Stundenplan, vor der nicht festgelegten Tagesordnung, die Angst, düsteren Gedanken ausgeliefert zu sein, denn das mehr oder weniger nahe Endziel hat für nicht gläubige Christen kaum tröstlichen Charakter. Und die Beueerungen der Rentner, sie könnten jetzt endlich nach Belieben verreisen und ihr Leben genießen, wollen mich auch nicht so recht überzeugen.



Ich sah den Radfahrer im Rückspiegel immer kleiner werden und schließlich ganz verschwinden. Mir war irgendwie nicht mehr zum Lächeln zumute. Ich war schlecht gelaunt, unzufrieden, so ganz und gar nicht Philosoph, so ganz anders als mein Freund Stephan, dem vor nicht mal einem Jahr seine junge Frau völlig unerwartet verstorben war, und der diesen Schicksalsschlag offenbar hinnahm. Er war tatsächlich von Beruf Philosoph, und das machte vielleicht bescheidener vor der Existenz und anspruchsloser in den materiellen Erwartungen.

Meine Missgeschicke an diesem Morgen waren aber noch nicht zu Ende, ja es sollte im wahrsten Sinne des Wortes noch brenzlich werden.

Wir sitzen im Dunkeln und haben Angst. Mein Vater beteuert mit zitternder Stimme immer wieder, dass er es doch nicht gewesen sei, der die polnischen Widerstandskämpfer verraten habe, sondern sein Bruder Walter, der sich jetzt im Westen in Sicherheit befinde, der schon lange vor ihm in die Partei eingetreten sei und dort Karriere gemacht habe. Das sei doch jedem bekannt.

„Hannah, du weißt es doch! Du weißt es doch!“

Er wiederholt immer wieder die gleichen Sätze, so als wolle er sich selbst von deren Wahrheitsgehalt überzeugen.

Aber meine Mutter antwortet nicht. Sie streichelt meinen Kopf, den ich gegen ihre Hüfte gepresst halte, und ich fühle ihren Körper verkrampft beben. Ich bete in Gedanken zu Gott, er solle meine Mutter schützen und auch meinen Vater, der verzweifelt jammert.

„Wir müssen weg, Hannah! Wir müssen weg!“

„Natürlich müssen wir weg. Aber wie? Aber wie?“

Meine Mutter ist angespannt, aber sie wimmert nicht wie mein mutloser Vater. Sie wird ihre Flügel aufspannen und mich beschützen. Das weiß ich in diesem Moment ganz genau.

Da hören wir das Grölen der Besoffenen, die wiedergekommen sind.

„Was soll ich machen? Sag mir, was soll ich bloß machen?“, klagt mein Vater.

Ich lasse meine Mutter los und schlüpfte wieder hinter den Vorhang, wie schon am Abend vorher.

Ein Fußtritt sprengt die Tür auf. Ich sehe durch den Vorhang das Flackern einer Taschenlampe. Dann treten drei Gestalten ein.

„Wo ist mein Vater? Du Nazischwein!“

Der Junge schlägt wieder und wieder auf meinen schreienden Vater ein.

„Wer war der Verräter? Wenn du es nicht sagst, mache ich dich fertig!“

„Mein Bruder Walter war es, ja, Walter war es.“

Mein Vater weint laut und springt auf dem Bett herum, um der Kette auszuweichen.

„Du machst es dir zu einfach! Dein Bruder Walter ist schon lange weg. Er kann es nicht gewesen sein. Die Wahrheit will ich wissen!“

Und dann höre ich meinen unter den Schlägen um sein Leben bangenden Vater ganz deutlich den Namen Helmut röcheln.

Da wirft sich meine Mutter wieder auf den Polen und schreit: „Das ist nicht wahr, ich schwöre es, ich schwöre es, es war nicht Helmut!“

Aber der Betrunkene hört nicht auf sie. Er stößt meine Mutter brutal zurück, und sie fällt der Länge nach auf den Boden und schlägt mit dem Kopf dumpf auf die Bretter vor mir auf. Ich fühle ihre Schulter durch den Vorhang hindurch und streichele sie zärtlich. Ihr Arm gleitet unter dem Stoff hindurch und sucht meine Hand, und wir drücken uns fest, so fest, dass es mir fast wehtut.

Die Männer sind abgezogen, doch wir bewegen uns nicht. Wir liegen wie gelähmt da, in der trügerischen Vorstellung, dass die Dunkelheit uns Schutz bietet. Wir lauschen in die Nacht hinein nach verdächtigen Geräuschen, aber es regt sich nichts. Ich fühle den Puls meiner Mutter regelmäßig in meiner Hand schlagen und fange in Gedanken an zu zählen: kleine Lämmer mit Stummel-

schwänzen, die über winzige Zäune springen und ungelenk ins Gras purzeln. Es kommen immer mehr, so viele, dass die Wiese zu einem riesigen weißen Vlies wird, auf dem ich mich ausbreite und friedlich einschlafe.

Kurz vor dem Ziel, wenige Kilometer vom Stadtrand entfernt, las ich, wie fast jeden Morgen, einen Arbeitskollegen – Hans-Peter – an der Bushaltestelle auf. Ich mochte ihn ganz gerne, aber er hatte zwei Fehler.

Der erste war, dass er zu viel wusste. Wenn man ihm eine Frage stellte, war er einfach nicht mehr zu bremsen. Einmal hatte ich mich nach der Uhrzeit erkundigt und, statt sie mitgeteilt zu bekommen, mir einen zehnminütigen Vortrag über die Relativität der Zeiteinteilung anhören müssen. So habe sich die Dauer einer Stunde im Mittelalter mit den Jahreszeiten verändert und sei im Sommer viel länger als im Winter gewesen, was logisch sei, denn schließlich wäre das Licht in der warmen Jahreszeit ja auch viel länger, und eine Stunde sei eben ein Zwölftel der Helligkeitsdauer eines Tages gewesen. Ich hatte dann aus Verzweiflung während des Vortrags sein Handgelenk ergriffen, um die Zeit von seiner Armbanduhr abzulesen. Aber er besaß keine, was natürlich ein willkommener Aufhänger für einen Exkurs über Zeitgefühl und Zeitinstinkt gewesen war. Ja, wir wären vermutlich noch beim Kreuz des Südens oder beim Polar